

# Das Netzwerk des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in der Analyse von Philipp Lenhard

Eckhard Jesse\*

Lenhard, Philipp, 2024: *Café Marx. Das Institut für Sozialforschung von den Anfängen bis zur Frankfurter Schule*, München.

Das Institut für Sozialforschung ist von vielen Mythen umrankt. Dies kann angesichts seiner verschlungenen Entwicklung und seines Einflusses nicht anders sein. Vor gut 100 Jahren wurde es in Frankfurt am Main ins Leben gerufen. Der Historiker Philipp Lenhard nimmt sich der Geschichte des Instituts in seinen ersten fünf Dezennien an. Beabsichtigt ist, das Augenmerk dabei nicht auf das Dioskurenpaar Max Horkheimer und Theodor Adorno zu lenken, obwohl das Werk mit deren Tod endet. Er setzt die Reihe einschlägiger Publikationen zum Institut für Sozialforschung fort – etwa von Martin Jay (1986), Rolf Wiggershaus (1974) und Stuart Jeffries (2019), den der Autor, der auf eine Auseinandersetzung mit diesen Texten verzichtet, nicht für erwähnenswert hält.<sup>1</sup> Das Ziel seines aus den Quellen gearbeiteten und detailliert mit Fußnoten belegten Werkes – die Vielzahl der herangezogenen Archive beeindruckt – besteht darin, neue Erkenntnisse über die vielfältigen Netzwerke des Instituts zu Tage zu fördern. Es handelt sich vorwiegend um eine institutionengeschichtliche Arbeit, nicht um eine theoriegeschichtliche, wobei die Grenzen zuweilen fließend sind, denn die Akteure stehen für bestimmte Ansätze.

Philipp Lenhard, der als DAAD-Professor an der University of California lehrt, ist für das Thema dieser Monographie bestens prädestiniert. So stammt von ihm eine umfassende Biographie über Friedrich Pollock, *die graue Eminenz der Frankfurter Schule* (vgl. Lenhardt 2019). Zudem ist er Herausgeber von dessen *Gesammelten Schriften* (vgl. Pollock:

1 Dies ist wohl mit den vielen Fehlern erklärbar, die er Jeffries vorhält. Vgl. die Rezension von Philipp Lenhard vom 27. November 2019, online abrufbar unter <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-28867>, 01.10.2024. Statt des Buches von Jeffries nennt er das von Helmut Dubiel (2001).

\* Eckhard Jesse, Technische Universität Chemnitz  
Kontakt: e-jesse@phil.tu-chemnitz.de

2018/2021). Durch seine Dissertation über jüdische Ethnizität (vgl. Lenhard 2014) und seine Habilitationsschrift über jüdische Kultur (vgl. Lenhard 2023) weiß sich der Verfasser mit dem Stoff gut vertraut. Denn die meisten Repräsentanten des Instituts für Sozialforschung waren jüdische Intellektuelle.

Unter dem ‚Institut für Sozialforschung‘ versteht Lenhard viererlei: erstens das Gebäude an seinem Frankfurter Ort; zweitens den Treffpunkt von – meist – marxistisch geschulten Intellektuellen; drittens die von einer Stiftung getragene Forschungseinrichtung; viertens „war es eine sich über die Zeit seines Bestehens permanent verändernde Idee, in deren Dienst sich seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stellten“ (Lenhard 2024: 8). Alle vier Aspekte kommen immer wieder zum Tragen, wobei mit der Beschreibung der Gebäude, von Stockwerk zu Stockwerk, wohl zu viel des Guten getan wird. Das *Café Marx*, so der Titel, meint das von Anhängern wie von Gegnern bezeichnete Institut in dem neu errichteten festungsartigen Gebäude. Dem Verfasser ist daran gelegen, oft vernachlässigte Personen ins Licht zu rücken, darunter Frauen aus der reich ausgestatteten Bibliothek. Er will vor allem die vielfältigen Netzwerke erkunden. Freilich: Randfiguren bleiben Randfiguren, etwa die zahlreichen kundigen Bibliothekarinnen. Allerdings erfahren bisher eher marginal berücksichtigte Wissenschaftlerinnen wie die Soziologin Hilde Weiss nun ihre verdiente Würdigung.

Was erstaunt und manchen Lesern wohl nicht bewusst war: die Vielzahl der mit dem Institut in engem Kontakt stehenden Wissenschaftler. Die Emigranten Otto Kirchheimer und Franz L. Neumann, die später dazu stießen, zählten nach 1945 zu den bekanntesten Politikwissenschaftlern. Eine ganze Reihe von ihnen aus dem Umfeld des Instituts baute das Fach in der Bundesrepublik Deutschland auf: Wolfgang Abendroth, Ossip K. Flechtheim, Arkadij Gurland, Richard Löwenthal. Das hätte ebenso für Kirchheimer (1905–1965) und Neumann (1900–1954) gegolten, wären sie nicht kurz vor der Annahme ihrer Rufe gestorben. In lockerer Verbindung zu Mitarbeitern des Instituts standen weitere Politikwissenschaftler wie Ernst Fraenkel und Eugen Kogon, die später auf Lehrstühle gelangten. Mit dem Literaturwissenschaftler Hans Mayer gab es enge Arbeitsbeziehungen.

Der Verfasser holt im ersten Kapitel („Ein marxistisches Institut entsteht“) seines chronologisch angelegten Werkes weit aus, um die Gründung des Instituts für die Leserschaft nachvollziehbar zu machen. Das Trauma des Ersten Weltkrieges führte viele Intellektuelle zum Marxismus, zumal nach dem Sieg des Bolschewismus 1917. In Deutschland jedoch scheiterte die Novemberrevolution 1918/19 an der staatstragenden sozialdemokratischen Partei unter der Ägide Friedrich Eberts, des ersten Reichspräsidenten der Weimarer Republik. Zu den Anhängern des Marxismus gesellten sich Intellektuelle aus dem Bürgertum. Von ihnen zählten viele zuvor zu leidenschaftlichen Patrioten, darunter Karl Korsch und Richard Sorge, später führende Mitarbeiter des Instituts. „Für sie [...] war der Weltkrieg ein Schock gewesen, der sie zum radikalen Umdenken zwang“ (ebd.: 28).

Auf drei jüdische, wohlhabende Fabrikantensöhne ging die Idee einer Gründung des Instituts zurück: Felix Weil, Max Horkheimer und Friedrich Pollock. Der in Argentinien aufgewachsene Weil, Sohn eines steinreichen Getreidehändlers, der Horkheimer und Pollock von der Universität kannte, hatte von seiner verstorbenen Mutter ein Vermögen

geerbt und von seinem Vater Hermann überaus großzügige finanzielle Hilfe erhalten (vgl. Gruber 2022; Heufelder 2017). Lenhard schildert detailliert, wie es Weil gelang, dank seines Geldes und seiner äsopischen Formulierungskünste, das Institut für Sozialforschung an der Stiftungsuniversität Frankfurt 1922/23 zu verankern. Im Mai 1923 fand unter der Beteiligung von Georg Lukács, der das Institut mied und später wegen dessen Praxisferne spöttisch vom „Grandhotel Abgrund“<sup>2</sup> sprach, in einem kleinen Dorf namens Gera<sup>3</sup>, nahe bei dem thüringischen Ilmenau die „Erste Marxistische Arbeitswoche“ statt (es blieb bei der einen), organisiert von Weil, Korsch und Sorge. Durchweg marxistisch orientiert, geradezu anti-sozialdemokratisch ausgerichtet, wich die Einschätzung der Teilnehmer zur bolschewistischen Sowjetunion allerdings voneinander ab. Zwar bestand keine politische Homogenität (von der Akzeptanz des Marxismus abgesehen), wohl aber soziale. „Proletarischen Hintergrund hatte keiner der Teilnehmer“ (ebd.: 66).

Das chronologisch angelegte Buch umfasst fünf Großkapitel (1918–1924; 1924–1930; 1930–1933; 1933–1949; 1949–1973), die wiederum in insgesamt 21 Unterkapitel gegliedert sind. Jedem davon ist – jeweils im historischen Präsens gehalten – mit großer erzählerischer Kraft eine anschauliche, fiktive Episode vorangestellt, die so ähnlich stattgefunden haben könnte. Durch diese Vorgehensweise zieht Lenhard die Leserschaft geradezu in den Bann. Die Überschriften der Unterkapitel verdeutlichen, wie konsequent der Autor sein Ziel verfolgt, den jeweiligen Ort des Geschehens präzise zu erfassen, etwa die des zweiten Großabschnitts: „Eine Festung: Das Institut im deutschen Universitätssystem“; „In der Bibliothek: Geschlechterverhältnisse und soziale Hierarchien“; „Hausdurchsuchung: Das Sozialwissenschaftliche Archiv und die Marx-Engels-Verlagsgesellschaft“; „Im Seminarraum: Eine unorthodoxe Lehranstalt für Arbeiter, Studenten und Künstler“.

Dieses zweite Kapitel („Das ‚Café Marx‘ des Prof. Grünberg“) erzählt die ersten Jahre des Instituts, angefangen mit der Einweihungsfeier am 22. Juni 1924. Der Nationalökonom Carl Grünberg, 1911 Gründer des – 1930 eingestellten – ‚Archivs für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung‘ und gemeinhin als Vater des Austromarxismus bezeichnet, fungierte als der unumschränkte erste Chef des An-Instituts. Er bekannte sich in der Festrede bei der Eröffnung offen zur „Diktatur des Direktors“ (ebd.: 89). Ursprünglich sollte Kurt Albert Gerlach, ein Wirtschaftswissenschaftler mit anarcho-syndikalistischen Neigungen, bei dem Richard Sorge als Assistent arbeitete, das Institut leiten, doch sein plötzlicher Tod verhinderte dies. Lenhard macht plausibel, „wie eng das Institut für Sozialforschung zu dieser Zeit personell mit der kommunistischen Bewegung verwoben war“ (ebd.: 136). Ihm gehörten Mitglieder der KPD wie solche aus verwandten Gruppierungen an, der KAPD, der KPD-O sowie der VKPD. Auch Trotzlisten spielten eine gewichtige Rolle, nicht jedoch Sozialdemokraten.

- 2 „Ein beträchtlicher Teil der deutschen Intelligenz, darunter auch Adorno, hat das ‚Grand Hotel Abgrund‘ bezogen, ein [...] schönes, mit allem Komfort ausgestattetes Hotel am Rande des Abgrunds, des Nichts, der Sinnlosigkeit“ - so Lukács (1963: 17). Das Buch von Jeffries (2019) ist nicht das einzige, das mit der bissigen Wendung von Lukács im Titel aufwartet, vgl. Reijen/Schmid Noerr (1990).
- 3 Gemeint ist nicht die Stadt Gera.

Henryk Grossmann und Friedrich Pollock, bald habilitiert, wurden Grünbergs Assistenten. Richard Sorge hingegen „betätigte sich als Mitglied eines konspirativen KPD-Kurierdienstes und war vorübergehend unter dem Decknamen ‚Robert‘ persönlicher Bote des späteren Parteivorsitzenden Ernst Thälmann, als dieser nach dem gescheiterten Hamburger Aufstand in die Illegalität gehen musste“ (ebd.: 95). Das KPD-Mitglied Karl August Wittfogel, das sich im Gegensatz zum Spion Sorge von der Partei löste, wollte China den Marxismus schmackhaft machen.

Für Ärger sorgte die Gründung eines sozialwissenschaftlichen Archivs in Berlin, das vor allem linke Dokumente sammelte, darunter illegale. Die polizeiliche Durchsuchung des Archivs im Oktober 1925 wurde damit begründet, es sei ein Geheimarchiv der KPD. Das traf nicht zu, wiewohl die Mehrzahl der Beschäftigten der KPD angehörte und Briefe zuweilen die Unterschrift „Zentralarchiv der KPD“ trugen. Die politischen Kampagnen gegen das Institut verpufften schließlich, da dieses das Archiv aufgelöst hatte. Weiteres Aufsehen erregte die enge Zusammenarbeit mit dem Moskauer Marx-Engels-Institut für eine Marx-Engels-Gesamtausgabe, aber die Beteiligung des Instituts für Sozialforschung endete bald aufgrund zahlreicher Reibereien.

In der Krisenzeit von 1930 bis 1933, die das dritte Kapitel „Unterwegs zur Kritischen Theorie“ einfängt, avancierte Max Horkheimer zum neuen Direktor, nicht sein eng mit dem Institut verbundener Freund Pollock, dem kommissarischen Leiter des Instituts nach Grünbergs Schlaganfall 1928. Die beiden hatten sich ewige Freundschaft geschworen und 1911 schriftlich einen „Lebenspakt“ (ebd.: 176) geschlossen. Unter Horkheimer, der bis dahin eher wenig publiziert und nur in losem Kontakt zum Institut gestanden hatte, löste sich der Konnex zu den verschiedensten Spielarten des Kommunismus allmählich, zunächst noch nicht bei Pollock, der Stalins Zwangskollektivierung guthieß. Gleichwohl fiel es Horkheimer schwer, substantielle Kritik am Sowjetkommunismus Stalins zu üben, nicht einmal unter Pseudonym. Dies erklärt Lenhard zum einen mit „Realitätsverleugnung“ (ebd.: 238), zum andern mit der antibolschewistischen Hetze in Deutschland. „Wer sich in dieser Situation öffentlich gegen die Sowjetunion positionierte, musste mit Beifall von der falschen Seite rechnen“ (ebd.: 239). Das überzeugt wenig: Zum einen bekämpfte die Sozialdemokratie ohne Wenn und Aber den Kommunismus, den Vorwurf des ‚Sozialfaschismus‘ nicht scheuend, zum anderen agitierte der Nationalsozialismus noch in der Opposition.

Horkheimers Ordinariat lautete auf den Namen „Sozialphilosophie“ (ebd.:185). Nun stand neben Kapitalismuskritik stärker Kulturkritik im Blickfeld. Deswegen gestaltete sich der Kontakt zu Adorno enger. Horkheimer, ähnlich autoritär bestimmend wie Grünberg, legte im Oktober 1932 ein erstes stattliches Doppelheft der *Zeitschrift für Sozialforschung* vor, koordiniert von Leo Löwenthal, einem Mitschüler Weils. Alles, was Rang und Namen am Institut hatte, war daran beteiligt: Neben Horkheimer, Pollock, Grossmann, Löwenthal und Erich Fromm (mit einem sozialpsychologischen Text) schrieb Adorno (zur gesellschaftlichen Lage der Musik) – ihm fehlte seinerzeit der Status eines offiziellen Mitarbeiters. Lenhard interpretiert diese Beiträge (zu) intensiv und referiert Horkheimers zehn Eingangsthesen über „Wissenschaft und Krise“. In der siebten These

kommt dessen Kernposition zur Geltung: Wissenschaftler, die ohne Kritik des Kapitalismus auskommen, seien Ideologen (vgl. ebd.: 287). Der Inhalt der folgenden Jahrgänge der Zeitschrift (bis 1941) bleibt weithin ausgespart.

Bald musste das Institut für Sozialforschung nach Hitlers Machtübernahme emigrieren, zunächst nach Genf, schließlich nach New York, wo der Präsident der angesehenen Columbia University Horkheimer 1934 kostenlos ein Gebäude anbot. Horkheimer griff zu, nachdem Julian Gumperz, einstiger Parteikommunist und Mitarbeiter am Institut vor und nach 1933, gute Vorarbeit beim Antichambrieren geleistet hatte. Im vierten Kapitel („Ein Asyl für Obdachlose“) kommt folglich die für das Institut wahrlich nicht einfache Zeit außerhalb Deutschlands zur Sprache, auch unter ökonomischen Gesichtspunkten. Die Crew um Horkheimer förderte die Rettung und die Unterstützung emigrierter Emigranten ebenso, wie sie das weitere Erscheinen der *Zeitschrift für Sozialforschung* vorantrieb. Das noch in Deutschland begonnene empirische Gemeinschaftswerk *Studien über Autorität und Familie* (1936) unter der Ägide von Fromm und Horkheimer fand später Ergänzung in der maßgeblich von Adorno betreuten Arbeit zur *Autoritären Persönlichkeit*. Lenhard deutet die Existenz von autoritären Einstellungen nicht nur bei rechtsgerichteten Personen an.

1937 prägte Horkheimer in seinem Aufsatz *Traditionelle und kritische Theorie* erstmals den Begriff der „kritischen Theorie“, „klein geschrieben, aber groß gedacht“ (ebd.: 348). Mit Lukács betonte er die Bestimmtheit der Menschen durch die sozio-ökonomischen Verhältnisse, ohne – im Gegensatz zu diesem – für Privilegien des Proletariats einzutreten. Und wie Lenin bestritt er, Proletarier gelangten zu einem revolutionären Bewusstsein. Anders als dieser verwarf Horkheimer die Avantgardefunktion einer klassenbewussten Partei. Die Kritische Theorie müsse sich damit auf die Kritik des Kapitalismus konzentrieren, ob dieser zum Untergang verurteilt sei oder nicht. Für den Verfasser kommt hier der Einfluss Rosa Luxemburgs zum Zuge. Diese hatte in ihrer Schrift von 1903 *Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie* den ‚Ultrazentralismus‘ des späteren Gründers der Sowjetunion kritisiert und nach 1917 auch die Haltung der Bolschewisten in Detailfragen, weder aber die Oktoberrevolution an sich noch die ‚Diktatur des Proletariats‘. Lenhard betont überscharf den Gegensatz zwischen Lenin und Luxemburg, ähnlich wie der Stalinismus, nur mit umgekehrter Wertung. Tatsächlich lag die Position der beiden in politischen und ökonomischen Kernfragen dicht benachbart (vgl. Jesse 2002). Und trifft die Charakterisierung Horkheimers als „Luxemburgianer“ (ebd.: 236) ins Schwarze? Gut wird hingegen die Diskussion um Pollocks These vom nationalsozialistischen ‚Staatskapitalismus‘ herausgearbeitet. Gegen sie wandte sich Franz L. Neumann, weil dadurch die Rolle der beherrschenden Ökonomie nicht mehr ausreichend zur Geltung komme. Tatsächlich aber stand die systematische Ermordung europäischer Juden in einem offenkundigen Gegensatz zum Profitmotiv.

Zu Recht heißt es, Otto Kirchheimer wie Franz L. Neumann, die nun dazu stießen, und der Horkheimer-Kreis gehörten in der Weimarer Zeit „verschiedenen politischen Lagern“ (ebd.: 341) an. Die beiden hatten als linke Sozialdemokraten die Weimarer Republik loyal verteidigt. Gemeinsam mit Herbert Marcuse verließen sie später

das Institut, das sparen musste, und heuerten beim amerikanischen Geheimdienst an, dem *Office of Strategic Services* – hier trugen sie vielfältig zur ‚Feindaufklärung‘ bei, zum Teil misstrauisch beäugt von der geheimdienstlichen Führungsspitze, wie der Autor vermerkt. Die zeitweilige Zusammenarbeit von Franz Neumann 1943/44 mit dem sowjetischen Geheimdienst, aufgedeckt durch ein quellengesättigtes Buch von Earl Haynes und Harvey Lehr (1999), ist für Lenhard bemerkenswert. „Schließlich war er alles andere als ein Anhänger der Sowjetunion. Sein Motiv war eindeutig die vereinte Niederbringung Nazideutschlands durch die Alliierten“ (ebd.: 442). Woher weiß dies der Autor? Im Übrigen habe Neumann durch die – 1944 eingestellte – Weitergabe von Dokumenten die Sicherheit der USA keineswegs gefährdet.

Während Löwenthal und Pollock die – fast brachliegende – Institutsarbeit versahen (dessen Zweigstellen in Genf, London und Paris wurden spätestens bei Kriegsbeginn geschlossen), hatten Adorno und Horkheimer von 1941 an Kalifornien als Rückzugsort gewählt, um ungestört von administrativen Tätigkeiten ihr klassisches Werk über die *Dialektik der Aufklärung* zu schreiben. 1944 folgte die fortschrittspessimistische Publikation. Der kulturkritische Inhalt des oft nachgedruckten Schlüsselwerkes (vgl. zuletzt Horkheimer/Adorno 2022) wird (zu) ausführlich wiedergegeben. Wurzelte die Gründung des Instituts wesentlich in der Frage, warum sich der Kommunismus nach dem Ersten Weltkrieg nicht durchsetzen konnte, stand jetzt die Suche nach den Ursachen für den Sieg der nationalsozialistischen Barbarei im Vordergrund. Aus dem verbreiteten Hass auf Juden zogen Adorno und Horkheimer folgende Konsequenz: „Die Kapitalismuskritik wurde zur Zivilisationskritik erweitert“ (Lenhard 2024: 391).

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte der Weg wieder nach Deutschland, wie von der amerikanischen Besatzungsmacht und den Spitzen der Frankfurter Universität gewünscht. Adorno wollte zurück, Pollock eher nicht, Horkheimer schwankte zunächst. Das fünfte Kapitel („Die Etablierung der Frankfurter Schule“) fängt die Phase von der Rückkehr bis zum ‚Aufstand‘ der radikalen Studentenschaft gut ein. Horkheimer, der schnell, 1951, das Amt des Rektors der Universität erlangte, erhielt umgehend einen Lehrstuhl, Adorno erst 1958 und Pollock 1959. Beide wirkten allerdings bereits von 1953 an als außerordentliche Professoren. Das Institut erblühte wieder, auch durch empirische Forschung, zumal unter der Ägide Ludwig von Friedeburgs, der von 1969 an als SPD-Mitglied das Amt des hessischen Kultusministers bekleidet und nach seinem Ausscheiden von 1975 an viele Jahre die Geschäfte des Instituts für Sozialforschung geführt hatte. Horkheimer, Gegner des Antiamerikanismus und des sowjetischen wie des chinesischen Kommunismus, musste erleben, wie die radikale Studentenschaft diese Positionen ablehnte und sich dabei auf die Erzeugnisse ihrer ‚Väter‘ vor 1933 berief, unter anderem auf das provozierende Diktum Horkheimers: „Wer vom Kapitalismus nicht reden will, soll vom Faschismus schweigen“ (Horkheimer 1939: 115). An Prominenz übertraf ihn durch sein ständiges Auftreten in der Öffentlichkeit bald Adorno, wobei Lenhard dessen Eitelkeit wohl dosiert andeutet, jedoch nicht auswalzt. Adorno starb verbittert 1969, Pollock 1970, Horkheimer, bereits 1964 emeritiert und, wie Pollock, schon lange im Tessin lebend, 1973. Seine Nachfolge trat Jürgen Habermas an, dessen Habilitationswunsch in

Frankfurt der konservativer gewordene Horkheimer Jahre zuvor abgelehnt hatte, aus strategischen wie aus prinzipiellen Gründen.

Laut Lenhard stand die theoretische Position der „Frankfurter“ mit ihrer Kritik an der „verwalteten Welt“ (Lenhard 2024: 480), die Individuen an der Entfaltung hindere, in einem Gegensatz zur nüchternen empirischen Forschung. Adorno und Horkheimer, die nicht gerne an ihre frühere Radikalität erinnert werden wollten, verstanden sich nicht (mehr) als Gegner des Westens und kaum noch als solche des Kapitalismus, geprägt durch ihre Erfahrung in den USA – nationalneutralistische Anwendungen gingen ihnen ab. Rhetorisch fragt der Autor: „Waren Horkheimer und Co. nun Kalte Krieger oder verkappte Kommunisten“ (ebd.: 488)? Die (von ihm unausgesprochene) Antwort: weder noch! Herbert Marcuse, der ihnen mit bärbeißiger Kritik am ‚Spätkapitalismus‘ zunehmend Paroli bot, wurde zum Star der linken Studentenbewegung, nicht nur in Frankfurt. Sein Werk *Der eindimensionale Mensch* (1964) stellt auf die Manipulation der Menschen im Industriezeitalter durch Befriedigung künstlicher Bedürfnisse ab. Die westliche Gesellschaft sei durch *repressive Toleranz* (1966) gekennzeichnet. Marcuse und Angela Davis zählten zu „Lichtgestalten der Neuen Linken“ (Lenhard 2024: 490). Das stimmt beim Philosophen, aber für seine Schülerin, Mitglied der orthodoxen Kommunistischen Partei der USA (1968–1992) lag eine Fehlperzeption vor.<sup>4</sup> Lenhard referiert ausführlich die hitzigen Auseinandersetzungen, ohne zu sehr Stellung zu nehmen. Er will die Quellen sprechen lassen. Das unterstreicht seine Distanz zu den Positionen der Beteiligten, doch wäre manchmal ein fundiertes Urteil sinnvoll gewesen. Meinungsstärke ist des Autors Sache nicht.

Das letzte Kurzkapitel, betitelt „Nachleben (1973–2024)“, verleiht nur einen kurssorischen Einblick in die zweite Hälfte der Geschichte des Instituts. Das ist vertretbar, denn mit dem Tode Horkheimers ging eine Ära zu Ende. Am 28. Juni 1974 erinnerten die ‚Urgesteine‘ Herbert Marcuse und Leo Löwenthal, die letzten Überlebenden aus der Anfangszeit, in einer Feier an das 50 Jahre zuvor ins Leben gerufene Institut. Lenhard erwähnt das Diktum von Stephan Lessenich, seit 2021 Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und im Jahre 2017 Gründungsmitglied einer linken sektiererischen Kleinstpartei namens „Mut“, der neue Aufbruch habe die weiße, männliche Position der Gründergeneration zu transzendieren und „den Kanon der Bezugstheorien um queerfeministische und posthumanistische Ansätze, antirassistische und dekoloniale Perspektiven zu erweitern“ (ebd.: 532). Geht zu weit, wer dies im Sinne einer verkappten Kritik interpretiert, gar als Niedergang? Für den Autor nehmen postkolonialistische Perspektiven Auschwitz nichts von seinem Schrecken. Er beendet sein Œuvre mit den folgenden programmatischen Sätzen, in denen er sich offensiv positioniert. „[...] wer nach dem Holocaust und den Moskauer Prozessen ein bloßes ‚Zurück zu Marx‘ fordert, ohne die Verbrechen des Stalin- und des Hitler-Regimes zum Angelpunkt seiner Kritik zu machen, der betreibt keine Kritische Theorie, sondern eine verbalradikale aufgeputzte Form der Verdrängung. Dagegen wird die historische Erfahrung Adornos, Horkheimers und der

4 Davis trat unter dem Präsidentschaftskandidaten Gus Hall zweimal für das Vize-Präsidentschaftsamt an.

vielen anderen Akteure in der langen Geschichte des ‚Café Marx‘ bis auf Weiteres Einspruch erheben“ (ebd.: 533).

Das Gedankengebäude des Instituts war mittlerweile nicht mehr nur in Frankfurt, sondern auch anderswo heimisch geworden, unter anderem in Hannover mit Oskar Negt (später zudem Elisabeth Lenk) und Lüneburg mit Hermann Schweppenhäuser. Selbst in den USA konnten Positionen der Kritischen Theorie Fuß fassen. Wie der Zufall es will (oder wohl treffender: das einhundertjährige Jubiläum des Instituts für Sozialforschung), liegt mit der Studie von Jörg Später über *Adornos Erben* (2024) jetzt ein beachtlicher Anschlussband vor. Er setzt die personengeschichtliche Betrachtungsweise verstärkt fort, etwa mit Porträts über Gerhard Brandt, von 1972 bis 1982 Direktor des Instituts, und dem Privatgelehrten Karl-Heinz Haag. Beide, Lenhard wie Später, entreißen Wissenschaftler damit der Vergessenheit.

Des Öfteren streut der Autor Trouvaillen ein, die den Inhalt des Buches auflockern, so die Räuberpistole um den Trotzkiten Willy Dörter (vgl. Lenhard 2024: 316–323), einem einstigen Doktoranden Horkheimers. Trotz der Verurteilung im Dritten Reich wegen konspirativer Tätigkeit galt er als nicht zuverlässig, wurde aber vom Institut gleichwohl finanziell unterstützt. In Frankreich knüpfte Dörter erneut Kontakte mit einem früheren Häftling aus einem Konzentrationslager, einem Schwerverbrecher, der nach seiner Festnahme wegen Mordes in mehreren Fällen die Todesstrafe erhielt. Dörter, Hauptzeuge im Strafprozess, prahlte in Interviews mit seiner Bekanntschaft zu dem Kriminellen. Das Institut, das wegen der finanziellen Zuwendungen an den ehemaligen Mitarbeiter befürchten musste, in die Affäre verwickelt zu werden, brach danach jede Beziehung zu Dörter ab, der sich fortan als „Hühneraugensalbenverkäufer“ (ebd.: 321) durchschlagen musste.

„Wo viel Licht ist, ist starker Schatten“, lässt Johann Wolfgang von Goethe Götze von Berlichingen sagen; in diesem Fall vielleicht nicht ‚starker‘, aber einiger schon. Manche blinden Flecken springen ins Auge. Wer derartige Netzerkennung zu erfassen sucht, dürfte das kurze Gastspiel Ralf Dahrendorfs am Institut für Sozialforschung nicht unterschlagen. Dieses ‚Wunderkind‘, bereits zweimal promoviert, nahm kurz nach seinem 25. Lebensjahr die Offerte Horkheimers als Assistent an. In einem Kapitel seiner Erinnerungen über das Institut für Sozialforschung, betitelt mit „Die Heilige Familie“<sup>5</sup>, schreibt Dahrendorf (2002) sarkastisch über die dortige, von ihm als illiberal empfundene Atmosphäre. Bereits nach einem Monat folgte seine Kündigung für Ende August. Die Reaktion Adornos in einem Brief an Horkheimer: Dahrendorf sei „wohl der stärkste Beweis für unsere These, dass in einem strengen Sinne nach uns nichts kommt“ (zitiert nach Dahrendorf 2002: 174). Franziska Meifort, die Biographin Dahrendorfs, zitiert einen für die Publikation entschärften Satz aus der Manuskriptfassung der Lebenserinnerungen Dahrendorfs über Horkheimer: „Wenn ich ihn sah, wurde ich nie das lebhaft empfinden der Gegenwart des Bösen los“ (Meifort 2017: 62). Obwohl Dahrendorf das Institut

5 Die Wendung bezieht sich auf die Polemik von Karl Marx und Friedrich Engels gegen die Brüder Bruno und Edgar Bauer unter dem Titel *Die Heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik*. „Leider habe ich den Plan nie verwirklicht“, schreibt Dahrendorf (2002: 171), den Marx-Engelschen Titel für eine Polemik gegen die ‚Frankfurter Schule‘ auszuleihen“.

flugs verlassen hatte, heißt es bei ihm: „Übrigens pflegten die vorübergehenden Dienstherrn die Beziehung zu mir nach meinem Weggang in beinahe auffälliger Weise“ (Dahrendorf 2002: 174). Das muss alles nicht so gewesen sein, wie der große Liberale, der sich, ehrgeizig und fähig wie er war, möglichst schnell habilitieren und nicht Zuarbeit für andere leisten wollte, es giftig schildert, aber es hätte Lenhard gut angestanden, den Konflikt nachzuzeichnen. Die persönlich gefärbten Zwistigkeiten mit Golo Mann, dem Horkheimer intern heimlichen Antisemitismus vorgeworfen hatte, wodurch Mann, der auf der Berufungsliste an erster Stelle stand, den politikwissenschaftlichen Lehrstuhl in Frankfurt nicht erhielt, sondern der Zweitplatzierte Iring Fetscher (vgl. Albrecht 2000: 189–202), sind ebenso unter den Tisch gefallen. Hingegen schlägt sich der Autor bei der Kontroverse zwischen Adorno und Elisabeth Noelle-Neumann, der „ehemaligen Nationalsozialistin“ (Lenhard 2024: 473), wie es überscharf heißt,<sup>6</sup> ganz auf die Seite Adornos.

Stärker hätte sich für die Bundesrepublik Deutschland auch das Verhältnis der ‚Frankfurter‘ zu René König in Köln und zu Helmut Schelsky in Hamburg ausloten lassen, um nur diese zwei Lehrstuhlinhaber zu nennen, gerade unter dem Gesichtspunkt der Deutungshoheit. Dass Lenhard sein Augenmerk vornehmlich auf das Institut für Sozialforschung richtet, liegt in der Natur der Sache, doch wäre ein intensiver Blick auf gegenwärtige wissenschaftliche Positionen von Vorteil gewesen. So fehlt der unter dem irri- gen Titel geführte *Positivismusstreit* (vgl. Adorno et al. 1972) ganz, zuerst 1961 zwischen Adorno und Karl R. Popper ausgetragen. Hans Albert, Ralf Dahrendorf und Karl R. Popper finden nicht einmal Erwähnung. Beim Einbeziehen der ‚Gegenseite‘ hätte Lenhard vielleicht ein Urteil über die Wirkmächtigkeit der von ihm beschriebenen Schule (dieser Begriff erfährt keine Problematisierung) abgeben können. Stimmt es, was die Autoren des Bandes *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik* behaupten? „Unter allen intellektuellen Gruppierungen hat keine das politische-kulturelle Selbstverständnis der Bundesrepublik – auch der wieder zum gesamtdeutschen Nationalstaat gewordenen Bundesrepublik – mehr beeinflusst als die Frankfurter Schule“ (Albrecht et al. 2000: 20). In Axel Schildts *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik* aus dem Jahr 2020 (das Umschlagbild zeigt Adorno) taucht wohl kaum ein Intellektueller derart häufig auf wie dieser.

Wieder und wieder ist von der äsopischen Sprache der Institutsmitarbeiter die Rede, in der Weimarer Republik (vgl. zum Beispiel Lenhard 2024: 90), in der Emigration (vgl. zum Beispiel ebd.: 350) und in der Bundesrepublik (vgl. etwa ebd.: 439), zumal bei Adorno und Horkheimer, die ‚Signalworte‘ zu vermeiden suchten. Lenhard erklärt dies für die Weimarer Republik mit weitverbreiteten Vorbehalten gegenüber marxistischen Positionen. Ohne Tarnung wäre die Gründung eines solchen Instituts nicht möglich gewesen. Das dürfte nur die halbe Wahrheit sein, denn Personen aus dem kommunistischen Milieu dominierten anfangs. Für diese überlagerte Politik Wissenschaft. Ein pointiertes Beispiel zu einem Kopf des Instituts: „Korschs Marxismus war trotz aller

6 Jörg Becker, den Lenhard freilich nicht zitiert, musste mehrere Unterlassungserklärungen zu Falschbehauptungen in seiner Studie (2013) abgeben, etwa: Noelle-Neumann habe ihren Entnazifizierungsbescheid gefälscht. Das Buch nahm der Verlag daraufhin vom Markt.

Kritik des Dogmatismus eine Standpunktphilosophie. Als wahr galt ihm, zugespitzt ausgedrückt, was dem revolutionären Kampf des Proletariats nützte, als unwahr, was ihn torpedierte“ (ebd.: 164). Für die Jahre in den USA führt Lenhard den dortigen Antikommunismus als Grund für Tarnsprache an. Und in der Bundesrepublik bestand kein Interesse daran, durch marxistisches Vokabular Kritiker auf den Plan zu rufen. Diese äsopische Sprache machte Kritiker erst recht misstrauisch, selbst wenn nicht viel verschleiert werden sollte, wie von Gegnern insinuiert.

Die einfühlsam gezeichneten Porträts der Akteure in und um das Institut für Sozialforschung, die niemals gehässig ausfallen, meist wohlwollend, sind eine spezifische Stärke des Bandes, wobei mehr Informationen über deren weiteres Schicksal zuträglich gewesen wären, etwa für Karl Korsch, Felix Weil und Karl August Wittfogel. Die Hinrichtung Sorges in Tokio als Sowjetspion im Jahre 1944 wäre zumindest eine Erwähnung wert gewesen. Mancher Wandel ist erstaunlich – so der Wittfogels zum dezidierten Antikommunisten.

Das überaus anschaulich verfasste Buch, das niemals den Blick des Voyeurs bedient – es unterscheidet sich in der Sprache angenehm von manchen präntiös-kryptischen Formulierungen derjenigen, über die es berichtet, – beeindruckt weniger durch das Auffinden neuer Quellen – auch wenn diese nicht fehlen –, sondern mehr als Synthese zur Netzworfbildung einer Schule über viele Jahrzehnte hinweg. Dies ist eine neue Erkenntnis. Die führenden Repräsentanten pflegten vielfältige Kontakte und konnten deshalb selbst schwierige Zeiten überstehen. Was weiter gefällt und für die Genauigkeit<sup>7</sup> Lenhards nicht nur in diesem Punkt spricht: Der Autor vermengt die Begriffe ‚Institut für Sozialforschung‘, ‚Kritische Theorie‘ und ‚Frankfurter Schule‘ keineswegs. Von der Kritischen Theorie war ab der zweiten Hälfte der 1930er Jahre die Rede, von der Frankfurter Schule ab der ersten Hälfte der 1960er, nicht vorher.

Selbst wer nicht alle Positionen des Verfassers teilt – dieser sympathisiert mit den Protagonisten des Buches, ohne unkritisch zu sein –, sieht das Werk, jedenfalls gilt das für die Zeit bis 1949, insgesamt als reife Leistung an, ungeachtet der erwähnten blinden Stellen. Der Autor wollte keine weitere Studie zu den Konzeptionen der Kritischen Theorie beziehungsweise der Frankfurter Schule vorlegen. Er verzichtet jedoch nicht auf die Interpretation von Schlüsseltexten, zumal solcher, die für eine Kurskorrektur des Instituts stehen. Dabei geht es weniger um empirische Schriften, sondern mehr um sozialphilosophische – vor allem mit dem thematischen Schwerpunkt Antisemitismus. Stichhaltig ist daher eher der umgekehrte Einwand: Bedurfte es – beispielsweise – unbedingt der ausführlichen Wiedergabe und Interpretation der *Dialektik der Aufklärung*? Das ist schon oft geschehen (zuletzt vgl. Später 2023).<sup>8</sup>

7 Kleinere Fehler finden sich in Passagen zu Politikwissenschaftlern und zur Politikwissenschaft. So war Ernst Michel kein „Sozialpolitologe“ (Lenhard 2024: 215); und der Wahlforscher Jürgen W. Falter ist kein „Wirtschaftshistoriker“ (ebd.: 242), wohl aber Politikwissenschaftler; Arkadij Gurland leitete von 1951 bis 1954 nicht das „Institut für Politikwissenschaft“ (ebd.: 445), sondern das ‚Institut für politische Wissenschaft‘. Dieses war keineswegs „das spätere Otto-Suhr-Institut“ (ebd.). Vielmehr lautete bis 1959 der Name ‚Deutsche Hochschule für Politik‘.

8 Die *Zeithistorischen Forschungen*, die jüngst Jörg Späters (2023) Würdigung der *Dialektik der Aufklärung* veröffentlichten, brachten bereits im ersten Jahrgang eine Kritik von Clemens Albrecht (2004), wieder unter der Rubrik „Neu gelesen“.

## Literatur

- Albrecht, Clemens, 2000: Warum Horkheimer Golo Mann einen ‚heimlichen Antisemiten‘ nannte: Der Streit um die richtige Vergangenheitsbewältigung. In: Ders. / Günther C. Behrmann / Michael Bock / Harald Homann / Friedrich H. Tenbruck (Hg.), *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*, Frankfurt (Main), 189–202.
- Albrecht, Clemens / Behrmann, Günter C. / Bock, Michael / Homann, Harald / Tenbruck, Friedrich H., 2000 (Hg.): *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*, Frankfurt (Main).
- Albrecht, Clemens, 2004: Die Dialektik des Scheiterns. In: *Zeithistorische Forschungen* 1 (2), 318–323.
- Adorno, Theodor W. / Albert, Hans / Dahrendorf, Ralf / Habermas, Jürgen / Pilot, Harald / Popper, Karl R., 1972: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Darmstadt / Neuwied.
- Becker, Jörg, 2013: *Elisabeth Noelle-Neumann. Demoskopie zwischen NS-Ideologie und Konservatismus*, Paderborn.
- Dahrendorf, Ralf, 2002: *Über Grenzen. Lebenserinnerungen*, München.
- Dubiel, Helmut, 2001: *Kritische Theorie der Gesellschaft. Eine einführende Rekonstruktion von den Anfängen im Horkheimerkreis bis Habermas*, Weinheim / München.
- Gruber, Hans-Peter, 2022: „Aus der Art geschlagen“. Eine politische Biographie von Felix Weil (1898–1975), Frankfurt (Main).
- Haynes, John E. / Klehr, Harvey, 1999: *Venona. Decoding Soviet Espionage in America*, London.
- Heufelder, Jeanette E., 2017: *Der argentinische Krösus. Kleine Wirtschaftsgeschichte der Frankfurter Schule*, Berlin.
- Horkheimer, Max, 1939: Die Juden in Europa. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* 8 (1–2), 115–137. <https://doi.org/10.5840/zfs193981/24>
- Horkheimer, Max / Adorno Theodor, 2022: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt (Main).
- Jay, Martin, 1976: *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923–1950*, Frankfurt (Main).
- Jeffries, Stuart, 2019: *Grand Hotel Abgrund. Die Frankfurter Schule und ihre Zeit*, Stuttgart.
- Jesse, Eckhard, 2002: Demokratie oder Diktatur? – Luxemburg und der Luxemburgismus. In: Uwe Backes / Stéphane Courtois (Hg.), *„Ein Gespenst geht um in Europa“*. Das Erbe kommunistischer Ideologien, Köln / Weimar / Wien., 187–212.
- Lenhard, Philipp, 2014: *Volk oder Religion? Die Entstehung moderner jüdischer Ethnizität in Frankreich und Deutschland 1782–1848*, Göttingen.
- Lenhard, Philipp, 2019: *Friedrich Pollock. Die graue Eminenz der Frankfurter Schule*, Berlin.
- Lenhard, Philipp, 2023: *Wahlverwandtschaften. Kulturgeschichte der Freundschaft im deutschen Judentum. 1888–1938*, Tübingen. <https://doi.org/10.1628/978-3-16-161976-2>
- Lukács, Georg, 1963: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*, 2. Auflage, Neuwied / Berlin.
- Marcuse, Herbert, 1964: *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, Neuwied / Berlin.
- Marcuse, Herbert, 1966: Repressive Toleranz. In: Ders. / Robert P. Wolff / Barrington Moore (Hg.), *Kritik der reinen Toleranz*, Frankfurt (Main), 91–128.
- Meifort, Franziska, 2017: *Ralf Dahrendorf. Eine Biographie*, München. <https://doi.org/10.17104/9783406713989>
- Pollock, Friedrich, 2018/2021: *Gesammelte Schriften*, hg. von Philipp Lenhard, Freiburg/Brsg.
- Schildt, Axel, 2020: *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*, hg. und mit einem Nachwort versehen von Gabriele Kanzora und Detlef Siegfried, Göttingen.

- Später, Jörg, 2023: Antisemitismus als „Ritual der Zivilisation“. Horkheimers und Adornos „Dialektik der Aufklärung“ (1944/47). In: Zeithistorische Forschungen 20 (3), 480–487.
- Später, Jörg, 2024: Adornos Erben. Eine Geschichte aus der Bundesrepublik, Berlin.
- Reijen, Willem van /Schmid Noerr, Gunzelin, 1990 (Hg.): Grand Hotel Abgrund. Eine Photobiographie der Frankfurter Schule, Hamburg.
- Wiggershaus, Rolf, 1986: Die Frankfurter Schule. Geschichte. Theoretische Entwicklung. Politische Bedeutung, München.